

„Mädchen gegen alles.“

Von Nina Fabian.

„Das ist die neue Minna.“ sagte ich zu meinem Manne am 2. Juni früh, nachdem das Mädchen Abends zuvor angekommen war.

„So?“ meinte der theilnahmslos, ohne sich vom Fenster abzuwenden, „das verschlägt nichts, ich werde sie doch kaum auch nur von Angesicht kennen lernen.“

„Weshalb denn nicht, es ist ein sehr reiches, braves Mädchen — hier lies nur mal die Zeugnisse im Dienstbuch...“ damit hielt ich ihm das blaue Buch hin.

„Ach, langweile mich doch nicht,“ sagte er brummig zurück, „meinetwegen müßte Du einige Tausend Mädchen im Jahr, Du wirst ja doch mit keiner auskommen. In zwei Jahren hast Du ausgerechnet sieben „Mädchen für alles“ verbraucht.“

„Es waren eben keine Mädchen, für alles, sondern Mädchen „gegen“ alles, erwiderte ich gereizt. „Ich behandle meine Mädchen gewiß gut, aber was zu arg ist, ist zu arg. Soll ich mit alle meine Nippis kaputt schlagen lassen? Soll ich meine und zugleich Deine Kinder vom Dienstmädchen anschießen lassen? Soll ich Morgens selbst den Tee machen, während sich das gnädige Fräulein Minna noch in den Federn wälzt? Soll ich dulden, daß mein Küchendraeger mit einem wilden Dragoner männlichen Geschlechts vom Regiment Königin von Großbritannien und Irland unseren Sonntagsbraten aufstößt und dazu eine Deiner Flaschen — Cognac zur Hälfte austrinkt? Soll ich —, soll ich nein, ich soll und dulde nichts mehr; — was sich meiner Hausordnung nicht anbequemt, das steigt eben raus,“ rief ich schließlich eckaufirt und ließ die geballte Rechte ganz vernehmlich auf die Tischplatte fallen.

„Aber Vindgen,“ suchte mich mein Mann zu beschwichtigen, „mach doch keinen Krach. Wenn Du mich heute aufreagst, kann ich heute an meinem Statuabend den schönsten Grand mit Bieren verlieren und siehst Du, das Geld wird uns dann in der Wirtschaft fehlen...“ wenn Du freilich die Dienstmädchen nicht zu behandeln verstehst. „Was?“ rief ich wütend, „ich soll meine Dienstmädchen nicht zu behandeln verstehen? — na, das hört doch wirklich verächtliches auf. Sei Du doch mal erst einige Jahre Frau, lerne Du erst mal lieben Dienstmädchen an, laß Dir doch erst mal all die Impertinenzen dieser Personen gefallen, daß Du doch erst mal...“

„Oho, da merkte ich, daß ich mich mit den vier Wänden unterließ, mein Mann hatte geräuschlos mit einer aalglatten Frigidität das Zimmer verlassen. Um die Taktlosigkeit des Mannes konnte ich mich aber jetzt wirklich nicht kümmern. Es galt, die neue Minna einzurichten und anzulernen. Ich zeigte ihr die Wohnung, stellte sie den Kindern vor und quartierte sie im Mädchenetage ein. So ein bescheidenes Mädchen hatte ich noch nie gehabt, die war ja beinahe schüchtern, sie sagte nichts weiter, wie „danke Madame“ und „ja“ und „nein“.

„Und dann — wie merkwürdig —, sie sprach das alles ganz hochdeutsch, sie „berlinerte“ gar nicht. Welch ein Glück für mich und für die Kinder. Na, das sah ich ohne Weiteres ein, die Person mußte ich warm halten, da mußte ich schon hin und wieder ein Pfund zurückgeben, denn so was Gebildetes bekommt man nicht alle Tage wieder.“

„In den nächsten vier Wochen erlebte ich geradezu ein Jodeln. Nein, diese Minna war einfach himmlisch. Freilich, Schlag sechs Uhr auf dem Posten, mit den Kindern ein Herz und eine Seele, ein Muster von Ordnung und Keiligkeit, im Kochen perfekt — ich war einfach blass!“

„Ich hatte noch nie ein Mädchen gehabt, das derartiges Verständnis für die Pflichten einer Hausfrau besitzt, wie Sie Minna,“ lobe ich.

„Ach, gnädige Frau,“ wehrte sie das Vob ab: „ich habe ja lange genug einem Hausknecht vorgefunden —“ sie erstobete und lachte dann heftig fort: „wo ich früher war, war Madame sehr oft krank...“

„Es war brav von Ihnen, daß Sie dem Manne die Hausfrau zum Teil ersetzt haben,“ meinte ich ganz gerührt. „Nun, auch ich kann mal krank werden, und dann weiß ich doch, daß mein Mann nichts entbehren darf. — das ist mir ein großer Trost.“

Minna beschwand in ihrer geräuschlosen Weise, es kam mir aber so vor, als ob die Tassen, die sie eben hinaustrug, lebhaft gegen einander klirren.

Die Kinder behütete sie mit fast mütterlicher Parteilichkeit, die hingen mehr an Minna, als an mir. Was Minna für Märchen und Geschichten zu erzählen wußte, das war geradezu reizend. Von der Hefe, vom Däumling, vom Menschenfresser, vom Robinson, vom Leberschlimpf.

„Wo nur Minna alle die Geschichten her weiß?“ fragte ich eines Mittags meinen Mann.

Der zuckte die Achseln, aber mein Junge lief triumphierend: „Oho, Minna weiß noch viel andere Geschichten — sie hat ja ihren Kindern auch immer so nette Sachen vorgezählt.“

„Halt doch Deinen vorreiligen Mund“, verwies ich den Bengel, „Du bist gar nicht gefragt worden, und wenn Du gefragt wirst, was Minna hat doch keine Kinder!“

„Doch,“ beharrte der Junge, „zwei Kinder hat sie, einen Jungen und ein Mädchen, ich habe ja das Bild gesehen, sie hat mir's gezeigt.“ „Ach, laß die Dummeheit,“ sagte ich dem Jungen, „wer weiß, was Minna Dir für eine Photographie gezeigt hat.“

Das Mädchen entwickelte sich mehr und mehr zu einem Phänomen. Minna verkehrte nicht mit den übrigen dienstbaren Geistern im Hause; sie klatschte nicht, sie händelte sogar mit der Portiersfrau nicht den leisesten Klatsch an. Zu mir war sie so subaltern, wie dies noch kein Mädchen gewesen war.

Nur meinem Manne ging sie gestischlich aus dem Wege. Das konnte ich ihr nun allerdings nicht verdenken, aber mit der Zeit wurde mir das etwas unfällig.

„Minna scheint großen Respekt vor Dir zu haben,“ forschte ich eines Tages meinen Mann aus, „sie sucht immer einen großen Bogen um Dich. — Ist das Dir nicht schon aufgefallen?“

„Ja, ich weiß nicht —“ sagte der so recht bedächtig, „diese Minna — die muß ich schon mal irgend wo gesehen haben — aber ich kann mir den Kopf zerbrechen — ich erinnere mich nicht mehr daran.“

Schließlich entdeckte ich noch eine merkwürdige Eigenschaft an Minna; sie hatte einen fast unerbörbaren Zerr und Schritt, in ihren schwarzen Strümpfen slog sie a ja Trilby über den Corridor. Als ich einmal das Wespennest revidierte, sah ich, daß mir Jemand zufuhr. Minna stand hinter mir, ich hatte nicht gehört, daß sie in's Zimmer getreten war. Als ein Einschieberbrief von meiner Mutter gekommen war, der mir die Zinsherabsetzung eines Hypothekenscheines antändigte und zugleich eine Ausfertigung der neuen Dokumente brachte, kam es mir so vor, als ob ich diese nicht allein lese; ich wandte mich um: Minna blühte sich plötzlich zur Erde und rollte den Teppich zusammen. Als ich am Geburtstage unseres Töchterchens unsere Familienliste herborgeholt hatte, um in dieser das Geschenk einer Pathin zu bergen, spürte ich einen Luststich im Rahmen der Thür, die ganz geräuschlos geöffnet worden, stand Minna —

„Ich habe eine Bitte, gnädige Frau,“ sagte sie, indem sie einen liebevollen Blick über die Kaffeetische schweifen ließ, „morgen kommt meine Cousine aus der Provinz. Das ist ein armes Mädchen, die möchte sich hier eine neue Stellung suchen. Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben...?“

„Im Mädchenetage wird's etwas eng hergehen,“ meinte ich.

„Ja, da schon,“ antwortete sie, und es schien mir, als ob wieder ein plötzlicher Schein von Roth das blaue Gesicht überdunkelte; meine Cousine und ich sind zwar von früher her an das enge Zusammenleben gewöhnt, — aber wenn Sie die Güte haben möchten...“

„Na ja, wenn's so steht,“ ich war überaus gnädig gestimmt, „könnte man für Ihre Cousine ein Bett aufschlagen im Corridor; vielleicht gebe ich das Fremdenzimmer her — es ist doch ein anständiges Mädchen?“

„Und ob,“ erklärte Minna ersten Lohnes. „Sie sollten sie mal sehen, etwas größer als ich, blaßes Gesicht, schlohblondes Haar — sie war lange Jahre in Staatsbetrieben beschäftigt, sie war Mädchen bei einem Gefängnis-Beamten in meiner Heimath.“

„Nun gut,“ entschied ich, „dann soll ein Bett im Fremdenzimmer aufgestellt werden. Lange Zeit wird sich Ihre Cousine doch nicht aufhalten?“

„Ach bewahre,“ antwortete Minna rasch, „sobald eine Stellung gefunden, tritt sie dieselbe an. Ich werde ihr schon behilflich sein, daß sie was Ordentliches findet.“

Am Abend kam die Cousine. Ich sah sie einmal flüchtig im Corridor, in welchem Minna verweilt hatte, die Gasflamme angucken. Nun, lächlich war das Mädchen nicht: groß, starknagig, von fahler Gesichtsfarbe, auf der Stirn eine Narbe; es kam mir sogar vor, als ob es Puder aufgelegt hätte. Ihre Stimme klang merkwürdig rauhe, — na, in einem feinen Hause würde die wohl nicht Stellung erhalten.

Meinem Manne erzählte ich, daß Minna Besuch bekommen habe. „Na weißt Du,“ meinte er und legte die Stirn in Falten, „Deine Minna gefällt mir gar nicht. Dieses Unberühmte von dem Frauenzimmer gefällt mir nicht. Als ich heute Morgen das Geld weggeschloß, das der Briefträger gebracht hatte, fand sie plötzlich hinter mir und klopfte in die Schublade, in welche ich die Goldstücke zu den übrigen legte. Am liebsten wäre mir, sie wäre erst wieder zum Tempel hinaus.“

„So,“ debnte ich, „jetzt fängst Du wohl an, die Dienstmädchen zu diskantieren. Wenn Du weiter nichts an Minna auszusagen hast, so ist dies herzlich wenig.“ Sie wird heute Morgen etwas in Deinem Arbeitszimmer zu thun gehabt haben, das ist doch sehr einfach.“

„Ach was, zu thun gehabt haben,“ brummte der Mann, „mir hast die ganze Galgenhygienomnie nicht. Wenn ich bloß wüßte, wo ich dies Weib schon gesehen hätte... Na, vielleicht fällt mir's aber Nacht ein.“

Als ich am anderen Morgen meinen Sohn hinaus schickte, damit ihn Minna für den Gang zur Schule zurecht machen sollte, kam er nach einer Weile wieder und erklärte, Minna sei in der Küche nicht zu finden. „Dann wird sie in ihrer Stube sein,“ sagte ich und drehte mich auf die andere Seite, um noch ein

Stündchen zu ruhen. Raum war ich abermals eingedrungen, als der Junge wiederkam — noch immer im Nachhinein: Minna sei auch in ihrer Stube nicht. „Sie wird im Fremdenzimmer sein, um ihre Cousine zu wachen,“ rief ich. Es verging eine Weile, dann kam er wieder und meldete, beide Thüren zum Fremdenzimmer seien geschlossen, es brenne in der Küche noch kein Feuer und Minna's Kieselorb stehe auch nicht mehr im Corridor.

Ich stand gähnd auf — nicht einmal meine Nachtruhe wurde mir gönnt. Im Corridor sah es wüst und leer aus, an den Kleiderregalen hingen nur einige Kinderhosen. In einer Ecke lag ein Bündel: eine Schürze, eine Taille, ein Frauenrock. Von Minna war nichts zu sehen und zu hören, ihr Kopf war verschwunden, das Fremdenzimmer verflohen. Ich klopfte aus Leidenschaft. — Niemand öffnete! Ersucht von bangen Ahnungen, eilte ich in's Schlafzimmer und weckte ziemlich unzufrieden meinen Mann. „Minna ist verschwunden!“ rief ich ihm zu.

„Dem Himmel sei Dank,“ seufzte er, „wir können froh sein, daß dieser unheimliche Drachen davongeflattert ist.“ „Aber es ist etwas nicht in Ordnung,“ lamentierte ich; „Ihr Kopf ist auch weg, am Kleiderregal hängen weder Dein Rock, noch Dein Sommer-Paletot, Dein Hut ist auch nicht mehr da...“

„Na,“ haunte mein Mann und war mit einem Sage aus dem Bett. Er nahm sich kaum zum Ankleiden die Zeit, um sofort auf den Kriegsschauplatz abzugeben. Mit dem zweiten Schlüssel wurde das Fremdenzimmer geöffnet; es war leer — das aufgeklappte Bett stand unberührt in der Ecke.

Im Speisezimmer fand die Thür des Wäffels offen — der Silberkasten war verschwunden! Das Schufach in meines Mannes Schreibtisch war erbrochen, — das Geld war verschwunden!

Die Thür des Vertikons war nur angelehnt, — die Kaffeetische war verschwunden! Das Schufach in meines Mannes Schreibtisch war erbrochen, — das Geld war verschwunden!

„Dad! ich's doch, daß dieses Frauenzimmer mit dem Spitzbubengeist uns hineinlegen würde,“ imirchte mein Mann ingrinnig. Dann fuhr er nach der Polizei. Nach zwei Stunden schickte er eine Korbpostkarte, ich solle mich um 12 Uhr auf dem Zimmer No. 28 des Prädium's einfinden. Dort wurde mir ein dickes Album vorgelegt. „Die Nummer 21,“ sagte der eine Beamte, „Seite 12, Personalakten sind schon hier, ein Herr hat heute Morgen reklamiert. Auf Seite 21 wurde mir eine Photographie gezeigt. „Die Minna!“ rief ich unwillkürlich aus. Dann griff der Beamte nach einem anderen Bande. „August Böhmert, Seite 40.“ Er schlägt das Album auf und zeigte auf die Photographie eines Mannes. „Minna's Cousine,“ entfuhr es mir unwillkürlich — es war derselbe starknagige Oberkörper, das Mädchen Gesicht, die Narbe auf der Stirn.

„Stimmt,“ sagt der Beamte, „das ist ein nettes Mädchen. Er ist vorgefunden erst aus dem Zuchthaus entlassen worden und hat gleich wieder einen guten Gang gemacht. Ausbaldo-wert hat das seine Frau, — na, das ist eine Gerissene... Wissen möcht' ich nur, wo sie die beiden Kinder untergebracht hat.“

„Jetzt weiß ich ganz genau, wo ich dieses unverschämte Gesicht gesehen habe,“ sagte Abends mein Mann, „als ich das letzte Mal Geschworener war, haben wir auf ihre Aussagen hin den Angeklagten freigesprochen. Wir wollten ihr zuerst nicht so recht glauben, aber sie hatte ihre Aussagen beibehalten. Wie man sich täuschen kann.“

„Ja, wie man sich täuschen kann,“ schluchzte ich und weinte dem Silberzeug, der Kaffeetische und dem Gelde einen Niagara von Thränen nach.

Krieg!

Erzählung von Hermann Heiberg.

Zeitungsblätter liefen durch die Straßen und riefen das Neuweh aus. Eine Schlacht, eine furchtbare Schlacht war geschlagen, und in der Extra-Nummer, die auch sie, die junge Frau des Handwerkers Ernst Wölff, sah eben von dem vorüberstürmenden Ausrufer, in angstvoller Sorge getrieben, eingehandelt hatte, war mit schonungsloser Schlichtheit berichtet, daß das schicksalige Regiment fast ganz aufgerieben sei. Tausende ruhten todt, blutend, verwundet oder verschmachtend ohne Hüfte und Nahrung auf dem Kampfsplatz.

Für Augenblicke stand die junge Frau nach dem Lesen wie gelähmt. Das Schreckliche malte sie sich aus. Auch ihr Mann war der Kriegsnacht zum Opfer gefallen! Wenn das Glück sie besonders begünstigte, dann warf sie wieder noch einen letzten Scheideblick auf den Toten, auf den, welchen sie vor einem Jahre geheiratet, und dem sie vor Kurzem einen Knaben geboren hatte. Eben ließ er drinnen in der Wiege seine Stimme vernehmen, ließ sie um so mehr zusammenzucken, da dem unglücklichen Geschöpf nun die Eltern der Vater genommen, ehe er ihn gekannt hatte. Aber die Summe all dieser Gedanken, Einbrüche und Vorstellungen ließ sie auch einen Entschluß fassen.

Sie begab sich zu ihrer Nachbarin, erklärte dieser ihren Entschluß, sich auf

den Kriegsschauplatz begeben zu wollen, ihren Mann zu suchen, ihn zu pflegen und heim zu bringen — sollte er aber unter den Toten sein, ihm wenigstens noch einmal in's Angesicht zu schauen. Und so geschah's.

In ihren Absichten unterstützt von dieser theilnehmenden und zu Diensten bereiten Nachbarin, ließ sie, mit dem Nothwendigsten ausgerüstet, zu einem ihr befreundeten alten Fuhrmann, derwoh ihn, sogleich anzuspinnen und sie nach dem etwa sechs Stunden entfernten Schlachtfeld zu fahren.

Vier Stunden fuhr sie. Immer ging's im scharfen Trab vorwärts; meist wortlos saßen sie nebeneinander, sie, die mit Ängsten erfüllte Frau und der alte, gutberigete Mann, der Rutscher, der wiederholt schwer aufatmete, offenbar nur mit Anstrengung die Zügel lenkte, überhaupt der einmal übernommenen Aufgabe aus Pflicht Gemüthe that. Und dann plötzlich mit einer Wegbiegung fiel er hinten über, und als die Frau, erschrocken, entsetzt, erst nach der Leine griff, um die Thiere zum Stehen zu bringen und dann nach dem Alten sah, lagen weiße Farben auf seinem Antlitz, und der Körper war ohne Bewegung und Leben. Und wirklich war er todt. Ein Herzschlag hatte ihn, den bereits lange Leidenden, jählings getroffen.

Was nun? Die junge Frau bettete ihn, so gut, wie sie konnte, raffte sich auf gegen Lurbe, Sorge und Angst, und nahm selbst die Zügel in die Hand: Hier ein Todter, aber dort vielleicht noch ein Lebender, er, ihr Mann, zu dem es sie drängte mit allen Fibern.

Nach weiterer halbständiger Fahrt kam sie an einem alleinstehenden, hart an der Landstraße liegenden Gehöft vorüber, in dem, — man sah's, — feindliche Truppen auch unbarmerzig gehaust hatten. Dennoch hielt sie; sie wollte die Bewohner anprechen, den Todten aufzunehmen, bis sie ihn etwa wieder abholte.

Sie stieg vom Wagen ab und trat in's Haus. Nichts! Keine menschliche Seele! Todtenstille. Aber jetzt Stöhnen und dann hinterher Kinderweinen. Hinten in einem Gemach im Bett, lag eine Frau, eine Wöchnerin, die sich sichtlich mit der letzten Kraft und Willensanstrengung emporrichtete, als Agnes Wölff die Thür öffnete. Und gleich gingen stehende Worte aus ihrem Munde.

„Am der Barmherzigkeit willen, — der liebe Gott sandte Sie mir — nehmen Sie sich meines Kindes an,“ stöhnte die Leidende. „Ich bin zum Sterben krank, bin ganz allein im Hause, alles ist von den Soldaten ausgeräumt und zertrümmert. Mein Mann ist fort, Nahrung herbeizuschaffen. Doch ist er nicht zurückgekehrt seit zwei Tagen. Vielleicht kehrt er nie wieder. Mein armes Kind ist ohne Nahrung seit gestern. Es stirbt, wenn es nicht Milch bekommt. Ge — he — n — Sie —“

Das war das letzte Wort, dessen sie fähig war; dann fiel sie zurück, bleich, kraftlos, von einer Ohnmacht übermächtig.

In dem Innern der bangen Frau eroberte sich die widerstrebenden Empfindungen.

An eine, die selbst aller Hüffe bedurfte, die nur sich hatte, erging die Aufforderung, ein umfangreiches Menschenwerd zu thun, der Wöchnerin Nahrung einzuführen, sie aufzurichten, womöglich vorläufig an ihrer Seite zu bleiben und für das fremde Kind in gleichem Umfang zu sorgen.

„Ist sie's nicht, Farben sie sicher Beide!“ Gewiß, sie mußte solche Liebespflicht üben.

Und dann doch wieder! Hat nicht Dein Mann größere Ansprüche an Deine werththätige Liebe! Hast Du Dich nicht um seinetwillen aufgemacht? Kann nicht jeder Augenblick Verguß vielleicht über Tod und Leben entscheidend sein!

Wahrlich, ein grauamer, ein furchtbarer Kampf, auch ein Kampf, wenn schon nur einer mit dem eigenen Gewissen, mit dem Ich, das laut redete und rief: „Geß, fliehe — Du darfst nicht bleiben, nimm höchstens rasch von Deinem Vorrath, gib davon der Kranken, löse dem fremden Kinde ebenfalls neues Leben ein und überlasse sie dann ihrem Schicksal.“

Ja, so sollte es wenigstens sein! Sie lief hinaus und holte ihre Landtische. Und dann that sie in fliegender Hast, was ihre Menschenliebe ihr eingab. Es gelang ihr auch, die Kranke zum Leben zurückzubringen und dem schmachdenden Kinde die Hungerqualen zu mildern, ihm aufzuhelfen.

Während sie so handelte, sah die Hülflose sie mit einem Blick der Dankbarkeit an, bei dem ihr Herz schmolz. Und dann sprach Jene inbrünstig stehend: „O, liebe, gute Frau, verlassen Sie mich nicht, verlassen Sie mich nicht, verlassen Sie mich nicht, können Sie hier nicht bleiben, nehmen Sie es mit. Auf ich sterben — wohl — aber retten Sie mein Kind, mein süßes Kind.“

Furchtbare Mattern zogen durch das Innere der jungen Frau. Aber das gedrehte Herz mußte lösen, was auf ihm ruhte mit unerträglicher Bedrückung. So redete sie und erklärte: „Ich kann nicht mehr thun, als ich that. So — so — heß't mit mir. Die Sorge um meinen Mann folterte

mich bald zu Tode. Nun wollen Sie, daß ich bleibe.“

Aber während sie so sprach, fiel ihr Blick auf das schuldlose Geschöpf, wie es noch immer gierig die Nahrung aufsaug, wie sichtlich die Kräfte sich hoben, wie Leben in das schon halb dem Sterben preisgegebene kleine Erdenkind zurückkehrte.

Und um so länger währte der furchtbare innere Kampf an, als nun die Kranke, von Angst ergriffen, Jene würde sie verlassen, plötzlich abermals zurückfiel und unter einem unheimlichen Laut die Augen schloß.

War's ein Zeichen vom Schicksal? Sollte sie nun rasch davon eilen? Vielleicht. Schon stellte sie sich vor, daß sie wieder den Wagen bestieg. Da gedachte sie auch wieder des Todten. Er mußte doch von ihr erst hier gebettet werden.

Noch unter ihren neuen Zweifeln gewann die Kranke nochmals Kraft, legte, da eben Jene das Kind in die Wiege zurücklegen wollte, einen solchen Ausdruck angstvollen Flehens in ihre Züge, daß die junge Frau, nun auch überwältigt von den Gemüthsbewegungen, in einen Stuhl fiel, die Hände an die weinenden Augen presste und nicht Anderes zu sagen wußte, als: „Erwigere, gnädiger Gott! Hilf mir aus der Noth. Was soll ich thun? Ich liege auf den Knien und bitte. Gib mir ein Zeichen, das meine Seele nicht mehr schwanken läßt.“

In diesem Augenblick hörte man draußen Peitschenknallen, Wagengeräusch, dann Sprechen, dann eiliges Gehen, und dann im nächsten öffnete sich die Thür, und ein Mann mit einem Gemüth von Unruhe, Sorge und Erwartung erschien in der Oeffnung, stürzte an das Bett der Frau und warf zugleich einen angstvoll fragenden Blick auf die Wiege und einen erlauchten auf die Fremde.

Aber er sprach auch hastig, erregt: „Gott sei Dank! Du lebst, meine Anna — und unser Kind! Ich konnte nicht früher kommen. Sie hielten mich an als Spion. Ich war auf dem Schlachtfeld. Ich bringe auch einen Verwundeten im Wagen, aber auch Nahrungsmittel, Speise, Getränke. Gleich will ich den Armen in's Haus schaffen. Und Sie, wer sind Sie?“ schloß er, halb zu der jungen Frau gewendet, halb zu seinem eigenen Weibe, in deren Zügen sich alle Glücksmomente gemalt hatten, die sich auf einem menschlichen Antlitz widerpiegeln können. Aber Jene, die Fremde, hatte keine Antwort gegeben. Sie war, von einem hoffenden Gedanken jählings erfasst, hinaus und an des Mannes Befehl gelassen. Und dann hörten die drinnen draußen einen Glücksschrei und einen seligen Jubelton, der ihr Inneres tief bewegte.

Die junge Frau hatte denjenigen gefunden, den zu finden ihre Seele den Schöpfer angefleht. Er hatte ihr ver-golten, was ein fühlender Mensch in der vergangenen Stunde Barmherziges an Jenen gethan.

Geistesgegenwart.

Eine wandernde Schaupieltruppe gab jüngst in einem städtischen Schottlands-Vorstellungen, machte aber keine besonderen Geschäfte und blieb die Gasrechnungen schuldig. Da erschien eines Abends ein Beamter der Gasgesellschaft und verlangte sofortige Bezahlung der Rechnung, widrigenfalls augenblicklich die Zulieferung von Gas aufhören würde. Vergebens bat der geängstigte Raffiner um Frist, da der Direktor gerade selbst auf der Bühne war, der Beamte wollte keine Sekunde warten. Da warf sich der Raffiner in einen Mantel, umgürte sich mit dem Schwerte, setzte einen Fieberdampf auf und betrat so ausgerüstet die Bühne, wo sein Direktor als Ritter Arthur tobt. Dann redete er ihn an:

„Vergeißt o Herr, daß ich Euch löse; Doch harret ein Bote an des Schlosses Thor Und heischt Tribut von Euch für Luft und Licht.“

Und wird ihm nicht genährt, bedroht er uns Mit Dunkelheit!“

„Geß nur, ich folge Dir,“ erwiderte der Direktor, der die Situation begriff. Er eilte hinaus, beschwichtigte den ungestümen Mahner und konnte die Vorstellung ungehindert fortsetzen.

Die größte Vichete-Verharsung.

befindet sich in Paris, wo sie unlängst in einem runden Gebäude, „Palais Sport“ genannt, eröffnet wurde. Das Bauwerk diente früher zur Aufstellung der Kriegs-Panoramen der berühmten Maler Detaille und De Neuville, die die Schlachten von Champaign und Rezonville darstellten. Das untere Stockwerk enthält jetzt verschiedene Lesesäle, Warte- und Garderobezimmer neben abgeschlossenen Räumen, wo Lernende den Blicken neugieriger Zuschauer entzogen bleiben. Von dem Hauptstockwerke aus ist dann ein gewöhnlicher Fahrweg in zwei getrennten Straßen bis nahe zur Dachspitze in der Mitte angelegt. Bei einer Gesamthöhe von 36 Fuß hat derselbe eine Steigerung von nur 24 Proz.: seine Länge beträgt ziemlich einen Kilometer. Neben dem Wege zieht sich ein langer Schirm von Landeshausen hin, um der Illusion der Radfahrer zu Hilfe zu kommen, und außerdem ist auch für geräumige Zuschauerplätze gesorgt.

Unter vier Augen.

Frau: „Nein, das ist aber doch zu hart! Jetzt kommst Du schon wieder so spät aus dem Wirthshaus und kannst, wie ich sehe, kaum mehr gerade stehen. Pfui, schäme Dich! Welche Qual für eine gebildete Frau wie ich, einen solchen gemeinen Mann zu befragen!“

Mann: „Na jetzt hör' auf. Du willst 'ne gebildete Frau sein und unterhältst Dich nach Mitternacht noch mit einem besoffenen Kerl? Schöne Bildung!“

Fatale Anknüpfung.

Student (der ein Konversations-Verkon zur Ansicht bekommen hat): „Sehen Sie, Frau Müller, in diesen Büchern steht alles drin, was Sie nur wissen wollen...“

Ganzwirthin (unterbrechend): „Ach, dann sehen Sie doch mal nach, wann ich endlich meine Nichte von Ihnen kriege!“

Unter Brantleuten.

Sie: „Nicht wahr, lieber Frey, Du gehst gleich mal zu meiner Freundin Helene und bittest sie, morgen zu uns zu kommen.“

Er: „Aber, liebes Kind, die wohnt ja sehr weit.“

Sie: „Was, das ist Dir schon zu weit, und vor einer Stunde sagtest Du noch zu mir, Du wärst im Stande, für mich bis an's Ende der Welt zu gehen!“

Höcker Egoismus.

Frau: „Ich begreife nicht, daß Du jedesmal beim Ausbruch eines heftigen Gemüths nach dem Rathsteller eilst.“

Mann: „Der Rathhaussturm hat den sichersten Blitzableiter in der ganzen Stadt!“

Verplappert.

Fräulein: „Sparen Sie Ihre Worte, Herr von Stahlberg, ich werde niemals beirathen.“

Herr von Stahlberg: „Aber was werden gnädiges Fräulein mit Ihrem tolosalen Vermögen anfangen?“

Optimismus.

Erste alte Jungfer: „Jetzt sehen uns die Männer schon nicht mehr an, und wir sind doch erst wenig über die Dreißig — was wird das erst in zehn Jahren werden!“

Zweite: „Vielleicht ist dann unser Alter in Vergessenheit gerathen!“

Verstärkter Erimph.

Kadfabrik: „Immer noch Droschken — heute, wo das Fahrrad die Welt beherrscht! Ein zu drolicher Anblick!... Natürlich sieht ein altes Weib d'rinnen; — mer auch sonst würde sich dieses verstaublichen Behälters noch bedienen?“

„Nachdem er mit dem Kade geßt ist und dieses zerbrochen hat: — Ein wahres Glück für mich, daß zufällig diese Droschke des Weges kam; ich wüßte sonst nicht, wie ich heute nach Hause kommen könnte!“

Gut gesprochen.

Frau: „Nicht wahr, lieber Richard, dieses Jahr läßt Du mir zum Geburtstage ein leibendes Kleid?“

Herr: „Um, sag einmal, Frau, für wen schickst Du Dich eigentlich?“

Frau: „Wie Du nur fragen kannst! Natürlich für Dich!“

Herr: „So, nun da werde ich Dir wieder ein einfaches Mollekleid kaufen! In einem solchen gefällst Du mir entschieden am allerbesten!“

Tom und Jerry.

„Mein Gatte,“ sagte Frau Lanerfabrik freudbestäubend, „wird hieran nun will er sich selbst rathen. Als ich heute früh seine Taschen durchsuchte, fand ich die Kassetten darin. Seine Freunde müssen sie ihm berecht haben, denn es stand darauf: „Tom und Jerry.“

„Um Gotteswillen,“ schrie Frau Lanerfabrik, „das ist ja ein Schnapsgetränk, das ich meinem Manne nicht abgewöhnen kann!“ Und die Freundin ging traurig nach Hause, kaufte sich aber unterwegs einen neuen Carpetausklopper.

Sein Grund.

„Aber, lieber Freund, Deine Frau stottert ja so furchtbar; daß Du sie gebetrachtet hast, wunderst mich doch.“

„Ja, sieh' mal, mein Lieber, sie wird nie eine Gardinenpredigt zusammenbringen.“

Woharth.

„Na, wie schmeckt Ihnen der Tropfen?“

Gast: „Entschuldigen Sie, ich bin kein... Waffertemper!“

Naiv.

„Ja, liebe Frau, wenn Ihr Mann das gethan hat, dann lesen Sie ihm doch mal ordentlich den Dert!“

„Geß ja nit! Kann ja nit — lesen!“

Schwedentig.

Dichter: „Herr Redakteur, würden Sie vielleicht meine Gedichte lesen?“

Redakteur: „Wenn es Ihre letzten sind, ja!“

Mutter: „Kinder, nehmt Euch jetzt vor'm Vater in Acht! Der Herr Doktor hat ihm heut' 's Bier verboten!“